backnen Thränen von fahler Farbe, in Ansehen und Geruch dem smyrnaschen gleichend. Beim Trocknen verliert es 7,6 %. An Morphin gab es 5,02 %. Die Benutzung auf Opium hindert keineswegs die spätere Gewinnung des Oels aus dem Samen. — Simon will aus dem Opium von Algier 12 % Morphin erhalten haben. Es ist aber unsicher, ob dieses rein gewesen.

In einer Mittheilung von Liautaud an dieselbe Akademie hat L. über bengalisches Opium nach den Angaben von Wallich und Monad in Calcutta Nachricht gegeben, nach welchen eine Sorte Opium im dortigen Handel die Bezeichnung *chinesisches* erhalte und durchschnittlich 10,5 % Morphin enthalte. (*Institut* No. 513. — *Pharm. Centralbl.* No. 53.) B.

Santonin als Arzneimittel und seine Darstellung.

Auch nach Calloud's Beobachtungen ist das Santonin ein vorzügliches Mittel gegen Würmer. Die beste Gabe für Kinder soll 30 — 50 Centigramm sein, also circa 5 — 8 Gran täglich. Calloud giebt es in Tabletten aus *Santon.* 4 Gr., *Sach. albiss.* 150 Gr., *G. Tragac.* 2 Gr. M. f. l. a. tab.

Darstellung des Santonins nach Calloud.

30 Kilogramm (60 Pfd.) *Sem. Cynae* erhitzt man in einem Kessel mit Wasser zum Sieden, fällt mit Kalkmilch den Farbstoff und sättigt zugleich das Santonin, das roth ist, presst den Rückstand, zieht diesen nochmals aus, lässt bei den Abkochungen vereinigt absetzen, giesst ab, dampft ein, klärt die Flüssigkeit, seihet sie durch, dampft sodann weiter ab und setzt derselben in einer Schale einen kleinen Ueberschuss Salzsäure hinzu, worauf nach 24 Stunden das Santonin sich abscheidet. Es wird mit schwachem Weingeist gewaschen, ausgepresst, in kochendem Alkohol gelöst, mit Thierkohle behandelt und krystallisirt. Nach längerer Ruhe und weiterem Eindunsten und etwa nöthigem Zusatze von Kalkmilch erhält man eine noch grössere Ausbeute von Santonin. Die Vorschrift lässt viel zu wünschen übrig und es ist desshalb dankenswerth, dass Mialhe es unternommen hat sie zu prüfen. (*Bullet de therap* XXV. 202. — *Pharm. Centralbl.* No. 53. 1843.) B.

Bemerkungen zu der neuen Methode der Stickstoff-Bestimmung.

Reiset hat bekanntlich der Akademie der Wissenschaften in Paris eine Abhandlung eingereicht, worin er

zu beweisen sucht, dass die Methode der Stickstoffbestimmung von Will und Varrentrapp mit 2 Fehlerquellen behaftet sei. Die Ursache der ersten soll die sein, dass der Stickstoff der atmosphärischen Luft bei der Zersetzung stickstoffhaltiger Materien durch ein Alkalihydrat Antheil an der Ammoniakbildung nimmt, in Folge dessen man immer den Stickstoffgehalt zu hoch finden müsse. Ferner sollen sehr viele stickstofffreie Materien beim Zusammenschmelzen mit den Alkalihydraten nicht unbeträchtlich Ammoniak erzeugen. Hierher gehört besonders Zucker, welcher von Will und Varrentrapp vorgeschlagen ist, stickstoffreichen Substanzen zuzumischen, um die heftige Ammoniakentwicklung zu vermindern.

H. Will weist nun durch mehrere Versuche nach, dass das Stickgas der Atmosphäre sich mit Wasserstoff *in statu nascenti* keineswegs verbinden kann. Er erhielt bei seinen Versuchen allerdings äusserst geringe Mengen Ammoniak, die jedoch eine andere Quelle hatten und durchaus vermieden werden, wenn das Alkalihydrat kurz vor der Anwendung erhitzt wird. — Reiset giebt ferner an, dass Eisen beim Erhitzen mit Kalilauge bis 430° und bei Luftzutritt Ammoniak entwickle, was seinen Grund wahrscheinlich darin habe, dass das von Reiset angewandte Alkali etwas salpetersaures Salz enthielt.

Die zweite von Reiset aufgefundene Fehlerquelle besteht nach ihm darin, dass ein Theil des Platinchlorids zu Chlorür reducirt wird, wenn man die salzsaure Flüssigkeit, die oft flüssige Kohlenwasserstoffe enthält, damit im Wasserbade zur Trockne verdunstet. Hiernach müsste man immer zuviel Stickstoff erhalten, da dieses Platinchlorür in Aether und Alkohol unlöslich ist, und was um so mehr eintreten müsste, je mehr Kohlenwasserstoffe vorhanden sind. Will konnte bei seinen Versuchen jedoch nie eine Reduction des Platinchlorids beim Verdampfen im Wasserbade wahrnehmen, und giebt an, dass man die Bildung der Kohlenwasserstoffe fast ganz vermeiden könne, wenn der vordere Theil der Röhre stark im Glühen erhalten wird. (*Annal. der Ch. u. Pharm. B. 45. p. 95.*) Meurer.

Die Silphionpflanze der Alten und das Bu Nefa der Araber.

Römer und Griechen legten auf die medicinischen Eigenschaften einer Pflanze, die sie Silphion nannten, einen sehr hohen Werth. Die Pflanze kam hauptsächlich aus Afrika und man nannte sie deshalb den „Schatz Afrikas“.